

noch die Wangen krönenden Köpfe zu sehen. Zugegeben, der Johanneskopf und das Veronikatuch sind etwas jünger (um 1460) als die Wangen selbst, die man zwischen 1410 und 1430 ansetzen kann, aber die Aufsätze wurden erst in der Nachkriegszeit von den Wangen losgelöst. Herkömmlich wurden die Köpfe „Lauscher“ und „Schweiger“ genannt, eine Sinnveränderung der ursprünglichen Bedeutung im Rahmen einer spezifischen Ikonographie des Rathauses: Die Köpfe sind ein frühes Zeugnis der an die Ratsherren gerichteten Hinweise auf die Schweigepflicht. Das Thema wird aber schon durch die große Schweigerose an der Innenseite der Bankwangen (in der Ausstellung leider gegen die Wand gewandt) angeschnitten — was man *sub rosa* diskutierte, durfte nicht weitererzählt werden. Ein historisches Ensemble, das ein interessantes Zeugnis für eine idiosynkratische Rathaus-Ikonographie hätte sein können, wird so fragmentiert (Neuere, ergänzende Literatur: Kangropool, Rasmus & Lumiste, Mai, „Tallinna maali- ja puunikerdajad 14. ja 15. sajandil“, *Kunstiteadus-kunstikriitika* 4, 1981, S. 155—176; S. 156 ff., 163; von Bonsdorff, Jan, „Der Revaler Meister Marquard Hasse — eine personenhistorische und stilkritische Umwertung“, *Konsthistorisk tidskrift* 56, 1987, S. 96—113).

An den gezeigten Beispielen läßt sich erkennen, daß eine gründliche Einzeluntersuchung eines Kunstwerks einiges für übergreifende historische Fragen, wie Luxuswarenhandel, Spezialhandwerkertum oder die Mentalität der Ratsleute, erbringen kann. Durch die Werkzentrierung der induktiven kunsthistorischen Untersuchung werden die unterschiedlichen sich durchdringenden Interpretationsstufen des Werkes ausgelotet, nicht nur ein nichtrepräsentativer Teil. Jede Teilinterpretation im Sinne einer deduktiven Interpretationsmethode hat bei inhaltsreichen Kunstwerken eine ikonologische Unterbewertung (wenn nicht sogar eine Abwertung) zur Folge.

Den Historikern sollen damit natürlich die Kunstwerke als historische Quellen nicht genommen werden. Eine „textuelle“ Geschichtswissenschaft, die nur auf Urkunden und chronikalischen Texten aufbaut, ist ebenso zu vermeiden wie eine Kunstgeschichtswissenschaft, die in der Fülle des eigenen Untersuchungsmaterials, der Einzeldenkmäler, erstickt. Das Material ist für alle da: Nur die allzu kurz greifende Methode muß in Frage gestellt werden. Eine bessere Lösung böte eine bewußt durchgeführte Interdisziplinarität, wobei die gezielte Einführung in fachspezifische Denkmodelle besonders in den Ausbildungsstätten, in den Universitäten, zu begrüßen wäre. Es wird Zeit, daß die anscheinend vergessenen kulturhistorischen Aspekte der Ikonologie auch von Nicht-Kunsthistorikern berücksichtigt werden.

Jan von Bonsdorff

Rezensionen

Adolph Goldschmidt 1863—1944. Lebenserinnerungen. Herausgegeben und kommentiert von MARIE ROOSEN-RUNGE-MOLLWO. Berlin, Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 1989. 480 Seiten, 45 Abbildungen. DM 98,—.

Wer in den Jahren nach 1945 in Deutschland Kunstgeschichte studiert hat, erlebte Adolph Goldschmidts wissenschaftliche Präsenz sozusagen *ex negativo*. Der Name des

berühmten ehemaligen Hallenser und Berliner Professors war zwar noch allgegenwärtig, aber trotz allen schuldigen Respekts für seine monumentalen Leistungen stand er doch für eine als obsolet angesehene wissenschaftliche Position. Über Goldschmidts akribischen Positivismus, so verkündeten führende Fachvertreter, seien sie „hinausgegangen“. Als Person aber war der weniger als fünf Jahre zuvor Verstorbene merkwürdig absent. Man hatte ihn — auch das ein Zitat aus jener Zeit — „aus den Augen verloren“. Als der Deutsche Kunsthistorikerverband 1960 seinen Kongreß in Basel abhielt, legte man einen Kranz auf dem Grabe Jakob Burckhardts nieder. Adolph Goldschmidts 1967 eingebnetes Grab auf demselben Friedhof am Hörnli aber blieb, soviel man weiß, unbesucht.

Ungemein lebendig war die Gestalt Goldschmidts hingegen im Kreise der Emigranten geblieben, die wie er ab 1933 Diffamierung und Verstoßung erlitten hatten. Hier tauchte sein Name in zahllosen Erzählungen und Anekdoten auf, umgeben nicht nur von Respekt und Verehrung, sondern — was bei einem so einflußreichen Gelehrten einmalig sein dürfte — von ungeteilter Liebe. Dort erfuhr man auch, daß Goldschmidt für seine Nichten Erinnerungen geschrieben habe, die jedoch — wie verlautete — nicht veröffentlicht werden dürften. 45 Jahre nach Goldschmidts Tod sind diese Memoiren doch noch erschienen als Jahrgabe jenes „Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft“, dem Goldschmidt wie kein zweiter Gelehrter durch seine Publikationen über mittelalterliche Skulpturen, Elfenbeine und Handschriften zu Ansehen und Statur verholfen hat. Es ist eine musterhafte Edition, unpompös, sachlich und zierlich ganz so, wie es der Diskretion und der graziösen Bescheidenheit des Autors dieser Memoiren entspricht. Erinnerungsphotographien und Abbildungen nach Zeichnungen Goldschmidts beleben und schmücken den Text. Herausgabe und Kommentar lagen in Händen von Marie Roosen-Runge-Mollwo. Die Schweiz hat dem 1939 aus Berlin Vertriebenen eine freundliche und sogar ehrenvolle Gastfreundschaft gewährt. So war es angemessen, daß eine mit Deutschland verbundene Schweizerin diesen 1942/43 in Basel geschriebenen Text edierte. Sie hat sich dieser Aufgabe mit beispielhaftem Takt entledigt. Nirgends kommen falsche Töne auf. Der Kommentar gibt Auskunft über Personen, Umstände und Orte. Angemerkt sei lediglich ein marginaler Irrtum auf S. 208. Die von Goldschmidt besuchte Kirche mit Wandmalereien am Rande von Oviedo war nicht Santa Maria de Naranco, sondern San Julián de los Prados.

Als Goldschmidt 1942 nahezu achtzigjährig im Basler Exil, herausgerissen aus seinem gewohnten öffentlichen Wirkungskreis, verzweifelnd an der Verwirklichung seines letzten wissenschaftlichen Arbeitsvorhabens, zögernd zum Diktieren dieser *Lebenserinnerungen* ansetzte, erinnerte er sich an Stendhals *Vie de Henry Brulard*: „Oui, mais cette effroyable quantité de Je et de Moi! Il y a de donner de l'humour au lecteur le plus benévole“. Tatsächlich stand die autobiographische Äußerung als Genus und Vorhaben in einem kaum überbrückbaren Widerspruch zu dem Lebens- und Arbeitsprogramm Adolph Goldschmidts. War er doch der einzige große Kathederkunsthistoriker, der den berühmten Satz Max Webers vorbehaltlos hätte zu seiner Devise machen können: „'Persönlichkeit' auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der rein der Sache dient“. So kann man gar nicht genug betonen, daß Goldschmidts *Lebenserinnerungen* als Privatmemoiren für „meine Nichten und Neffen und deren Nachkommen“ abgefaßt worden sind. Nur in die-

sem privaten Bereich konnte in Goldschmidts Verständnis das Biographische eine Daseinsberechtigung haben. Wahrscheinlich aber wäre es ohne die Katastrophe, welche die deutschen Juden ab 1933 getroffen hat, nicht einmal zu dieser privaten biographischen Äußerung, sondern eben zum Abschluß jenes Buches über die „Illustrationen der deutschen Handschriften profanen Inhalts aus dem 14. und 15. Jahrhundert“ gekommen, das der Emeritierte sich als Aufgabe „für den Rest seines Lebens“ gestellt hatte. Diese Memoiren sind nach der Verstoßung, ja schon unter dem Eindruck der aus Deutschland eintreffenden Nachrichten über die Deportation allernächster Angehöriger geschrieben. Sie blicken zurück auf eine zerstörte, dem Untergang geweihte Welt. Man muß diese deprimierenden Umstände im Auge behalten, um bewundernd zu ermessen, wieviel klaglose Heiterkeit, freudige Erinnerung und versöhnliche Lebensklugheit aus diesen liebevollen Aufzeichnungen für die jüngeren Angehörigen der mittlerweile in alle Winde zerstreuten Familie sprechen.

Die öffentliche „Gegenlektüre“ dieser privat abgefaßten Erinnerungen verlangt einen Leser, der sich auf die Lautlosigkeit, die Zwischentöne eines diskreten Autors einläßt. Vom Genuß der Gelehrtenmemoiren sind die *Lebenserinnerungen* Adolph Goldschmidts auf angenehme Weise unterschieden. Nie wird auf diesen Seiten Klatsch über Kollegen ausgebreitet, nie fallen besserwisserische Urteile, hört man von Kathederstreit. Wo ihm Dinge mißfallen haben, pflegt der Autor zu schweigen — manchmal freilich beredt genug. Goldschmidt, durch seine Arbeit auf die unbestechliche, schmucklose Erhellung von Tatsachen trainiert, ist kein geborener Erzähler, aber er ist ein vorzüglicher Beobachter und gelegentlich ein exzellenter Beschreiber. Er, der in seiner Wissenschaft auf das Experiment und nicht auf die Theorie setzte, zeigt im geselligen Verkehr, auf Reisen, an der Tafel und auf dem Ball auf beneidenswerte Weise bis ins hohe Alter vorurteilsfreie Neugier. Er traktiert seine Leser nicht mit Urteilen und Ansichten, sondern zeigt ihnen, was er gesehen hat. Einprägsam die Beschreibung der Empfänge in den sizilianischen Adelspalästen oder des Lebens auf russischen Gütern vor 1914. Den Höhepunkt bildet in dieser Hinsicht die Schilderung der drei Amerikareisen. Goldschmidt ist erst 1927 — als immerhin schon 64jähriger — in die Staaten gekommen. Er kehrte 1930 zurück und war dann ein letztes Mal 1936/1937 — nun schon während des Dritten Reiches — aus Anlaß der Jubiläumsfeiern in Harvard, bei denen er einen Ehrendoktor empfang, drüben. Vom Status des angesehenen Berliner Professors und Akademiemitgliedes entlastet, scheint er sich in Amerika geradezu nochmals verjüngt zu haben. Gleich nach der Ankunft geht er in New York in ein Riesenkino, besucht später mit Allan Priest Tanzlokale in Harlem, läßt sich das Funktionieren der Einrichtungen in den Ateliers in Hollywood erklären. Er genießt die amerikanische Natur von den Niagarafällen bis zum Grand Canyon ebenso wie die Aufenthalte auf den Landsitzen der reichen Kunstmagnaten. Diese Offenheit ist sozusagen die Alltagsseite seines sich nie in einem System verfangenden wissenschaftlichen Blicks.

Man fragt sich schließlich erstaunt, ob man es hier überhaupt mit akademischen Memoiren im engeren Sinne zu tun hat. Die Lebensform, die auf diesen Seiten geschildert wird, ist großbürgerlicher, urbaner als es jene des alten deutschen Professorenstandes in der Regel gewesen war. Etwas von der Klugheit und der abwartenden Vorsicht des hanseatischen Kaufmanns bleibt stets gegenwärtig, freilich gebrochen durch eine fein-

nervige Empfänglichkeit für sinnliche und künstlerische Eindrücke — von schönen Toiletten bis zu den gern erwähnten exquisiten Weinen. Da ist etwas von der Spannung zwischen Kontor und Bohème. Dieser Bürgersohn, der die Banklehre aufgibt, nicht ausübender Künstler wird, aber zum Studium der Kunstgeschichte übergeht, gehört jenem aus der Literatur und der Malerei des späten 19. Jahrhunderts bekannten Typus an, der sich aus dem Handeln in das Zusehen zurückzieht. Einen festlichen Abend, den er als 26jähriger im Hause des Grafen Gravina in Palermo erlebt hatte, schildert der 80jährige im Rückblick folgendermaßen: „Im übrigen gab es bei dem eifrigen Tanzen sehr viel zu sehen an schönen Menschen und prächtigen Gewändern. Aktiv nahm ich daran nur sehr zaghaft Anteil und zog das Zusehen und Durchwandern der verschiedenen Räume als genügend unterhaltend vor.“ Man denkt fast an Menzel oder Degas. Das Bild vom trockenen Positivisten Goldschmidt, das methodisch eifernde Banausie sich seit langem zurechtgelegt hatte, hält der Lektüre dieser *Lebenserinnerungen* nicht stand.

Es ist schmerzlich aber unvermeidlich, daß man diese Lebenserinnerungen heute auch als eine Quelle für Lebensform und Schicksal eines assimilierten großbürgerlichen Juden in Deutschland zwischen 1880 und 1940 liest. So wenig wie Goldschmidt ein gewöhnlicher deutscher Universitätsprofessor gewesen zu sein scheint, so wenig dürfte er jenem Typus des Intellektuellen entsprochen haben, der die Widersprüche in der deutschen Gesellschaft frühzeitig wahrnahm. Gewiß hat er stets und, wenn notwendig, sehr bestimmt an seinem Judentum festgehalten. Im übrigen teilte er anscheinend ohne Einschränkung — und man ist versucht zu sagen — auf unpolitische Weise die Anschauungen der großen Mehrheit des deutschen Bildungsbürgertums. Noch in diesen späten Memoiren bekennt er sich fraglos zu seinem der Kaiserzeit entstammenden Patriotismus und zeigt sich als ein Konservativer, den die sozialdemokratische Revolution 1918 und ihre Begleiterscheinungen unerfreulich und klassenfeindlich berühren. Er meldet sich nach 1914, um im besetzten Brüssel auf der Königlichen Bibliothek Handschriften aufzunehmen, eine Tätigkeit, die ihm offensichtlich ebenso als patriotische wie als wissenschaftliche Pflicht erschienen ist. Nicht einmal die erschreckenden anthropologischen Untersuchungen, welche Berliner Universitätsinstitute im Ersten Weltkrieg in Kriegsgefangenenlagern durchführen, lassen in dem Bewußtsein des positivistischen Professors Zweifel an der Wertfreiheit exakter Forschung aufkommen. Zwar zeigt er sich menschlich bei seinen Besuchen in diesen Lagern durchaus angerührt, ja betroffen, meint aber im übrigen arglos: „Eine für mich interessante Einrichtung während des Weltkrieges war wiederum Zeuge des beständigen lebendigen wissenschaftlichen Interesses in Deutschland und einer entsprechenden Ausnützung der Kriegsverhältnisse“ (186). Noch 1942/43, als er in Basel die Memoiren niederschrieb, scheint er nicht geahnt zu haben, daß er mit jenen Untersuchungsanlagen sozusagen die wissenschaftliche Vorhölle der ihn und seine Familie später treffenden Rassendiskriminierung betreten hatte.

In der Lauterkeit dieses Glaubens an die exakte Wissenschaft und das bergende Vaterland lagen aber auch die Wurzeln der furchtbarsten Tragödie dieses so reinen Gelehrtenlebens. Solche Überzeugungen ließen Goldschmidt unter Ablehnung des ehrenvollen Angebots, Gründungsdirektor des neuen Studienzentrums in Dumbarton Oaks zu werden, 1937 aus den Vereinigten Staaten in das braune Deutschland zurückkehren in der naiven Vorstellung, hier seine wissenschaftliche Arbeit trotz allem am besten weiterfüh-

ren zu können. Als sich diese Hoffnung nach der Reichskristallnacht als Illusion erwies, als er nacheinander den Sitz in der Akademie, den Zugang zur Universität und schließlich die Erlaubnis, öffentliche Bibliotheken zu benutzen, verlor, konnte er nur noch resignieren. Ohne ein einziges Wort der Klage fallen zu lassen, hat er in diesen Erinnerungen die ganze bürokratische Grausamkeit, unter der sich sein Scheiden aus Berlin vollzog, mit Genauigkeit festgehalten, von der Abgabe des Schlüssels im Seminar über die Auflösung der Wohnung bis zur Kofferkontrolle am Bahnhof, bei der man dem alten Geheimrat noch die kleinen Stoffstücke für die Reparatur seiner Anzüge wegnahm — „für die Hitlerjungen“. Gerade weil Goldschmidt auch diese deprimierenden Vorgänge mit der ihm eigenen schmucklosen Trockenheit berichtet, bietet seine Schilderung eine um so beklemmendere Innenansicht von der Tragödie des deutschen Judentums. Freilich ist das Wort Tragödie nur aus der Perspektive der Betroffenen moralisch erlaubt. Unter deutscher Feder wäre es ein Euphemismus. Adolph Goldschmidts letzte Jahregabe an den „Deutschen Verein“, dieser so anspruchslose und doch so gewichtige Band, tritt jetzt neben seine monumentalen Veröffentlichungen über die Elfenbeine, die Bronzetüren, die Goldene Pforte und die Deutschen Madonnen als das Zeugnis unserer durch keine nachträgliche wissenschaftsgeschichtliche Verbrämung zu tilgende Schande. Dankbar liest man die Namen jener Berliner Kollegen und Schüler, die wie Theodor Demmler und Frau Sarre, Leopold Giese und Paul Post dem Fliehenden während seiner letzten Tage am Ort beigestanden haben, und man ist erleichtert zu vernehmen, daß es auch in den Basler Jahren für Goldschmidt, den immer noch Neugierigen, Anlaß zu Freude und Heiterkeit gegeben hat.

Willibald Sauerländer

KARL HEINZ BRANDT: *Die Gräber des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Mit Beiträgen von WILFRIED HENKE, PETER ILISCH und INGEBORG PETRASCHECK-HEIM. Ausgrabungen im St.-Petri-Dom zu Bremen. Band 2. Stuttgart 1988. 300 Seiten mit 62 Abb. im Text und 125 Tafeln auf Seite 175—299.

Nach mehreren kürzeren Veröffentlichungen der wichtigsten Ergebnisse und der als Band 1 1985 erschienenen *Anthropologischen Untersuchung der menschlichen Skelettreste* von W. Henke legt K. H. Brand nun im einzelnen die Dokumentation zu den Funden der 134 Gräber vor, die bei den Grabungen im Bremer Dom zwischen 1973 und 1979 gefunden und freigelegt worden sind. Von hervorragender Bedeutung sind die Gräber der Erzbischöfe des 8. bis 15. Jahrhunderts, wobei jedoch das Heiligengrab des 789 verstorbenen Willehad (Grab 22) nicht das Primärgrab sein kann, sondern das 860 für die translozierten Gebeine errichtete. Entgegen einer Inschrift von 1420 dürften erst im späten 12. Jahrhundert ältere Erzbischofsgräber geleert und die Überreste in einem Sammelgrab beigesetzt worden sein; entsprechend wurden die Gräber bis zum 11. Jahrhundert exhumiert angetroffen; allein in Grab 39 des 1013 verstorbenen Liawizo I. fanden sich neben den Scherben eines Tongefäßes Spuren des Holzsarges mit winzigen Textilresten an dessen Boden. Für die nur teilweise mögliche Identifizierung der Gräber